

Der kritisch forschende Praktiker

Jaeggi, Eva

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Jaeggi, E. (1991). Der kritisch forschende Praktiker. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 15(1), 31-46. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-18579>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Eva Jaeggi

DER KRITISCH FORSCHENDE PRAKTIKER*

1. Die herkömmlichen Annahmen über das Theorie-Praxis-Verhältnis

Im Jahr 1986 erschien ein Buch (Michaelis 1986), in dem in sehr gründlicher Weise verschiedene Ausbildungskonzepte für Psychologen zusammengetragen und gegeneinander abgewogen wurden und in einen Ausbildungsvorschlag mündeten, der auf eine Art dualistischer Ausbildung hinauslief: man möge Psychologen in zwei voneinander getrennten Curricula ausbilden; eines, durch das der zukünftige "reine" Forscher mit allen Feinheiten von Theoriebildung und Methoden bekanntgemacht wird, und eines für den "reinen" Praktiker, der damit instandgesetzt werden soll, in der "Lebenspraxis" zufriedenstellende Arbeit zu leisten. Dieses Konzept wurde zwar bisher nicht verwirklicht, es entspringt jedoch in geradezu klassischer Weise einer Vorstellung von Psychologie als Wissenschaft und als Praxis, die in unseren herrschenden Ausbildungsrichtlinien durchaus mehr oder weniger versteckt Eingang gefunden hat, Ausbildungsrichtlinien, die die Illusion nähren, es gäbe tatsächlich so etwas wie eine "reine" Theorie, auf die dann (wann?) die Praxis sich gründet.

Einigen Überlegungen von Michaelis ist dabei durchaus zuzustimmen, wenngleich ich daraus völlig andere Schlußfolgerungen ziehe. Ich resümiere daher einige wichtige Grundpositionen, wie sie bei Michaelis, vielleicht etwas pointierter formuliert als üblich, aber durchaus konform mit herrschenden Meinungen (z. B. Herrmann 1990) dargestellt werden.

* Erweiterte Fassung eines Vortrages, gehalten auf dem Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Kiel 1990

Erstens

Michaelis stellt fest, daß im Falle der Psychologie die Beziehung zwischen dem Fach und dem Berufsbild besonders wenig reflektiert ist; dem stimme ich zu.

Zweitens

Er stellt weiterhin fest, daß die Lebenspraxis viel zu komplex sei, die in ihr auftretenden Variationen menschlichem Daseins, Erlebens und Handelns viel zu sehr untereinander vernetzt, als daß "Fachidioten" dort erfolgreich und verantwortlich berufstätig sein können. Abgesehen davon, daß ich nicht ganz genau weiß, was Michaelis unter "Fachidioten" versteht - ich stimme ihm zu, wenn damit gemeint ist, daß die nur nach unseren Lehrplänen ausgebildeten Psychologen dort nicht erfolgreich und verantwortlich tätig sein können.

Drittens

Die Psychologie braucht daher - wie wohl auch andere Fächer im Bereich der Sozialwissenschaften, mehr Kontakt zu Nachbarfächern. Leider, so Michaelis, zieht sie sich immer weiter in ein Schneckenhaus zurück. Dem stimme ich vorbehaltlos zu.

Viertens

Michaelis meint, daß die frühe, massive, überstürzte Zuwendung der Studenten zur lebenspraktischen Psychologie ein "Unruheherd" ist. Dem muß man natürlich schon deshalb zustimmen, weil ja ein Wort wie "überstürzt" in sich schon ein nicht mehr zu hinterfragendes Werturteil trägt. Worte wie "früh" und "massiv" hingegen sind durchaus zu hinterfragen: "früh" - bezogen auf welche Zielmarkierung? "Massiv" - bezogen auf welche Dosierung? Letztlich also würde ich diese These, der ich unter Vorbehalt zustimme, auf ein Ausbildungsangebot beziehen, das offensichtlich auf ein sehr frühes (ich würde meinen: genuin psychologisches und daher motivational durchaus "richtiges") Interesse an der Lebenspraxis *nicht* entsprechend vorbereitet.

Welche Schlußfolgerungen nun zieht Michaelis?

Er sieht einen Ausweg aus dem Theorie-Praxis-Dilemma durch das o. e. dualistische Konzept der Ausbildung:

1. Einen Teilstudiengang für die in Forschung und Wissenschaft Tätigen
2. Einen Studiengang für solche, die einen Beruf in der Lebenspraxis anstreben

Folgendes Zitat (S. 18) drückt seine Meinung in komprimierter Weise aus:

"Für praktisch-psychologische Berufstätigkeit ist Forschungsausbildung überflüssig oder gar schädlich, für forschende Tätigkeit vergleichsweise (schädlich) die Ausbildung in Diagnostik, Therapie und anderen lebenspraktischen Operatoren. Solche Ausbildungsüberladung oder Mehrfachausbildung ist eine Fehlinvestition und zerstört im Extremfall Lebenschicksale (Überalterung!)."

Diese Schlußfolgerung ziehe ich dezidiert *nicht*, sondern möchte sie vielmehr durch die Darstellung eines völlig anderen Verständnisses des Theorie-Praxis-Verhältnisses in der Psychologie konterkarieren.

Die Hoffnung von Michaelis beruht auf einer zukünftigen Entwicklung "guter Theorie, sogar auf einer "integrierenden" Theorie. Er nennt den Zustand einer solchen Theorie "lehr-reif" und beklagt verständlicherweise die mangelnde Lehr-Reife fast aller psychologischen Grundlagenfächer. Dieser Wissenschaftsauffassung liegt aber doch wohl ein einseitiges Verständnis gerade von der Wissenschaft Psychologie zugrunde. Es ist die Auffassung, daß es - irgendwann einmal - die *eine*, die *richtige* Psychologie (getrennt nach Fächern) geben könnte und daß diese mittels herkömmlicher Forschungsmethoden an der Universität differenziert erarbeitet würde, daß sie handlungsrelevant wird.

In keinem der Anwendungsfächer - Klinische Psychologie, Arbeits- und Organisationspsychologie, Pädagogische Psychologie - aber ist dies bisher auch nur andeutungsweise geschehen. Grob gesagt könnte

man vielmehr formulieren, daß *alles*, was wirklich in größerem Sinn handlungsrelevant geworden ist, großen psychologischen Entwürfen entstammt, die von akademischen Außenseitern erdacht wurden. Dies gilt für Freud ebenso wie für Rogers oder Perls, für Joseph Wolpe ebenso wie für Lowen - um in dem Feld zu bleiben, in dem ich mich kompetent fühle. Offensichtlich ist Psychologie ein Fach, das immer wieder neue Bezüge und Entwürfe zuläßt, das seinen Gegenstand: den Menschen in seinem Erleben und Verhalten bezogen auf seine Umwelt, immer wieder neu interpretiert. Also wären die wirklich handlungsrelevanten Psychologien (und das muß *immer* eine sein, die das komplexe Netz menschlichen Lebens im Auge hat) so etwas wie belletristische Romane, die man sich nach Belieben aussuchen kann - je nach Gusto und Portemonnaie?

Dies geschieht de facto natürlich, wenn man sich den Psychomarkt ansieht: Therapieschulen, Supervisionsangebote, Marketing-Angebote wetteifern um die Gunst nicht nur der Klientel, sondern auch der Auszubildenden. Nicht selten behängt einer seine Privatpraxis gleich zu Beginn mit dem forschenden Schild "Ausbildungsinstitut für ...".

Daneben, so könnte es scheinen, bemühen sich die armen, emsigen Grundlagenforscher um Detailprobleme, (z. B. beschäftigen sie sich mit der Frage, ob bei Längeneinschätzungen das Ergebnis exakter ist je nachdem ob man allein ist, zu zweit oder in einer Gruppe.) Also hätte sich Michaelis Plan der dualistischen Ausbildung quasi naturwüchsig hergestellt? - nur, daß vorderhand die zukünftigen Praktiker noch recht unnötigerweise 4 - 5 Jahre lang mit Mini-Theorien und Methoden gequält werden, mit denen sie später nie mehr etwas anfangen können. In der Tat: sieht man sich unser Curriculum an und hört man die Stimmen der Psychologen dazu, dann ist dies genau die Lage.

Es fragt sich nun: *muß* dies so sein? Und ich bin fest überzeugt: *Nein*. Dies muß nicht so sein, wenn wir die Psychologie als Geistes- und Sozialwissenschaft ernstnehmen und den Status, den sie in vielen Belangen als eine Interpretationswissenschaft hat, wirklich reflektierbar machen. (Die sog. nomothetische Psychologie ist auch nur eine - nicht

die interessanteste und intelligenteste - Interpretation!) Das heißt, wenn wir die Ausbildung an der Universität als das nehmen, was sie noch immer sein muß: die Tradierung wissenschaftlichen (d. h. systematischen) Denkens, das sich selbst immer wieder auf seine Grundlagen besinnt, dann muß gerade der zukünftige Praktiker auch als Wissenschaftler ausgebildet werden - Wissenschaft bezogen auf die Praxis! - und diese, so meine ich, vom ersten Semester an. Wissenschaft und Praxis sind gerade in der Psychologie untrennbar verbunden. Wer das nicht erkennen will, wem das zu mühsam ist: der sollte Erzieher/Sozialarbeiter werden und nicht Psychologe. Die Universität aber sollte dem zukünftigen psychologischen Praktiker viel mehr mitgeben - nämlich eine spezifische Identität als Psychologe. Ich nenne dies die Identität des "kritisch forschenden Praktikers" und will in der Folge versuchen, dieses Spezifikum zu kennzeichnen und auf seine Ausbildungskonsequenzen hin zu untersuchen. Nur nebenbei sei erwähnt, daß psychologische Forschung; zu recht ihrer Trivialität und Irrelevanz wegen immer wieder gescholten (siehe Presseberichterstattung DGfP Kiel) nur in der Symbiose mit der Praxis zur Relevanz hin gedeihen könnte. Das schon von Freud für die Klinische Theoriebildung geforderte "Junktum von Heilen und Forschen" gilt auch für alle anderen Forschungszweige. Fragen entstehen vorwiegend im praktischen Handeln - meist auch dort, wo sie sich schon als "rein theoretische" Probleme camoufliert haben. Studenten vom ersten Semester an darauf hinzuweisen, daß in ihrer eigenen Lebenspraxis sowie in der ihrer Mitmenschen die wichtigsten psychologischen Forschungsprobleme verborgen liegen: das erschien mir auch von der Didaktik her gegenstandsangemessenes Lehren; auch gegenstandsangemessenes Forschen ist in der Praxis zu verwurzeln. Kehren wir aber zurück zum "kritisch forschenden Praktiker".

2. Eine veränderte Sicht auf das Theorie-Praxis-Verständnis

Jedes Mal, wenn ich eine meiner Klagen über die Psychologie-Ausbildung veröffentliche, bekomme ich haufenweise Briefe von vorwiegend klinischen Praktikern, die sich mir lauthals anschließen. Unter-

suchungen über den Vorbereitungswert des Studiums für den Beruf der Kliniker bestätigen die Unzufriedenheit.

Die Forderung nach "mehr" Praxis allerdings, wenngleich berechtigt, stößt nicht nur auf praktisch-ökonomische Schwierigkeiten. Wesentlicher noch scheint die Frage: welche Praxis denn? Die Praxis als Therapeut in einer von hunderten von "Schulen"? Selbst wenn man realistischerweise sehen muß, daß diese Hundertschaft sich auf einige Grundmuster reduzieren läßt: es gibt kaum Kriterien dafür, welche Art von Therapieschule geeigneter ist als andere zur Lösung von psychologischen Problemen und ob eine Ausbildung zum Therapeuten überhaupt so wichtig ist, wie manche Psychologen annehmen. Es bleibt alles im Vagen und Unverbindlichen stecken, die diversen Curricula leben von den zufälligen Vorlieben der jeweils amtierenden Professoren, ihrer Assistenten und Lehrbeauftragten.

Die Verhaltenstherapie sowie die Kognitive Verhaltenstherapie als eine endlich "wissenschaftlich ernstzunehmende" Grundlage hat aus den bekannten Gründen schnell ausgedient gehabt, einige ihrer ehemals bedeutendsten Vertreter (Mahoney z. B.) mischen Gestaltmethoden mit anderen erlebenszentrierten Strategien. Überhaupt wird es unter diesen Umständen unklar, ob wirklich die Psychologen die einzige Berufsgruppe darstellen (sollen), die die sog. psychosozialen Probleme angehen sollen. Sind Ärzte, Sozialarbeiter, Sozialpädagogen etc. nicht genauso gut imstande dazu? Offensichtlich ist das an den meisten Stellen der Fall, nur mit künstlichen Mitteln (z. B. bei den Psychoanalytikern) kann man einige dieser Berufsgruppen daran hindern, therapeutisch und beratend tätig zu sein.

Die Universität beschert also dem Psychologen weder gute und hinreichende Vorkenntnisse für eine Psychologentätigkeit, noch trägt sie bei zu seiner beruflichen Identitätsfindung, indem sie ihm etwas "Spezifisches" mitgibt auf seinem Weg. Was aber könnte das sein?

Die Spezifität des Psychologen als Praktiker im psychosozialen Feld könnte, m. E. nach, darin bestehen, daß er nicht als Handelnder, sondern als Reflektierender in das psychosoziale Feld eintritt und daß ihm

dazu die Universität das Werkzeug in die Hand gibt. Das aber eben heißt: der Psychologe sollte sein: der kritikfähige, forschende Praktiker - gleichgültig, ob er sich später auch als Wissenschaftler begreift oder ein sogenannter "reiner" Praktiker wird. Unter "Praxis" ist hier jedes Handeln zu verstehen, das explizit Interaktionsformen (reale oder symbolisierte) zum zentralen Gegenstand macht, meist in der Absicht, sie zu verändern, manchmal auch: zu kontrollieren und zu manipulieren oder (wie in der Diagnostik) mit ihrer Hilfe Erkenntnisse über Menschen zu gewinnen. Das Zentrum seines Berufes aber ist das Erreichen einer reflexiven Meta-Ebene in bezug auf *alle* gängigen Psychologien und Methoden, die Interaktion und Interseelisches betreffen. Das ist es, was ihn von allen anderen Hilfeberufen abgrenzt und als eigenständig ausweist. Wir haben es hier - dies wird weiter unten ausgeführt - mit einer Trias von Praxis, Theorie und Methodik zu tun, die in der Person des Psychologen zusammentreffen sollte. Damit wäre seine Spezifität neben anderen Berufsgruppen gesichert. Was aber sind die Voraussetzungen dafür? Folgende Akzente in der Ausbildung scheinen mir besonders wichtig:

2.1. Wissenschaftstheorie

Nicht nur per Zufall, sondern systematisch sollte der Psychologe instandgesetzt werden, die Art und Weise, wie wissenschaftliche Konzeptbildung vonstatten geht, zu erkennen und damit Funktion und Reichweite theoretischer Konzepte im jeweiligen Fall festzustellen. Im Falle psychologischer Konzepte gilt es - und dies ist weitgehend noch zu entwickeln - die Besonderheit jener notwendigerweise vagen Begrifflichkeit zu analysieren. Der naive Realismus, mit dem Psychologen - begeben sie sich erstmal in eine therapeutische Zusatzausbildung - "ihr" Konzept jeweils für das "richtige" halten, würde dadurch gebrochen. Nicht nur ein gesunder Skeptizismus und Relativismus wäre die Folge, sondern auch die Erarbeitung von Kriterien dafür, wie Konzepte in der Psychologie zu beurteilen sind: auf ihre innere Konsistenz hin, ihren Anregungswert, ihre Erklärungsreichweite

u. ä. m. Weder geheime Feindschaften zwischen den Vertretern verschiedener Psychologien noch ein "anything-goes"-Prinzip wäre hier am Platze, sondern ein sorgsames Abwägen verschiedener Ansätze. Die nunmehr schon abgeschmackt klingende Forderung nach einer guten "Operationalisierung" als einzigem Garant für "Überprüfbarkeit" von theoretischen Konzepten würde damit - für alle einsichtig - als ziemlich unsinnig und einseitig gedacht ad acta gelegt.

2.2. Historische und Transkulturelle Psychologie

Um die o. g. Überlegungen auch inhaltlich zu füllen, wäre es wichtig, die verschiedenen Erscheinungsarten des Psychischen und ihre jeweils zeit- bzw. kulturadäquate theoretische Fassung zu kennen. Die noch neue Sparte der Historischen Psychologie, sowie die Ergebnisse der Transkulturellen Psychologie führt von einer wiederum anderen Seite ein in die Kunst des Erklommens einer Meta-Ebene, die (wie ich noch näher ausführen werde) den Psychologen als Praktiker auszeichnen sollte. Die Tatsache, das Psychisches nicht als quasi naturgegeben zu denkendes immer schon "so-und-nicht-anders" existierendes Phänomen da ist, hat große Bedeutung für das Denken der Psychologen in Theorie und Praxis. Historische und Transkulturelle Psychologie ist nicht, wie bisher, als Orchideendach zu betrachten. Nur durch solide Kenntnis zeit- und kulturabhängiger Veränderungen psychischen Erlebens wird es auch dem Praktiker möglich, die jeweiligen Modelle des Psychischen in Zusammenhang zu bringen mit z. B. veränderten Krankheitsbildern, neuen Reaktionsformen innerhalb von Therapie-Settings, bestimmten Alltagskonzepten des Psychischen, die die Erwartungen von Patienten/Klienten dominieren u. ä. m. Dasselbe gilt natürlich auch für die diversen Strategien des Heilens und Beratens. Die Blauäugigkeit, mit der viele Psychologen derzeit gängige Konzepte - z. B. das der Empathie, um ein Beispiel zu nennen! - als allgemeingültiges verwenden und nicht seine historische Bedingtheit in Betracht ziehen, ist auf eine einseitige Ausbildung zurückzuführen. Psychisches in seiner Gesamtheit vor Augen zu haben heißt immer

auch: seine historische und kulturabhängige Bedingtheit in Betracht zu ziehen.

2.3. Philosophische Anthropologie

Damit eng verknüpft ist natürlich auch die Betrachtungsweise des Psychischen in der Geschichte der Philosophie. Die Wandlungen des Menschenbildes im Laufe der europäischen und außereuropäischen Geschichte sind eng verknüpft mit den entsprechenden Handlungsvorschlägen zu Veränderung/Verbesserung/Manipulation des Menschen durch pädagogisch-religiöse und schließlich psychologische Maßnahmen. Auch hier: dies ist kein Hobby, sondern eine zentrale Kategorie, unter der Psychologen die jeweils vorherrschenden, in der Moderne meist nebeneinander herlaufenden Psychologien und therapeutisch-beraterischen Strategien betrachten lernen sollten. Auch dies ist Bestandteil psychologischer Praxis, wenn wir sie als eine kritisch-forschende verstehen.

2.4. Soziologie und Sozialgeschichte

Diese Wissenschaftssparte muß selbstverständlich den Grund bilden für solche Betrachtungen. Ohne Kenntnis der sozialen, ökonomischen und historischen Gegebenheiten - sei es im Vergleich von Vergangenheit und Gegenwart, sei es im Vergleich von Bevölkerungsgruppen - lassen sich die verschiedenen anthropologischen Konzepte sicher schwer verstehen und einordnen.

2.5. Sprach- und Kommunikationstheorie

Zentrales Tätigkeitsfeld des psychologischen Praktikers ist die menschliche Kommunikation, verbal und averbal. In unseren Curricula wird auch dieser Sparte relativ wenig Beachtung geschenkt. Die

Überlegungen von Sprachphilosophen (Wittgenstein, Tugendhat u. a.) und Kommunikationstheoretikern (Habermas beispielsweise) sind meist nur sehr oberflächlich bekannt und können kaum verwendet werden zur Reflexion der alltäglichen Praxis.

2.6. Methodik

Zentrales Ausbildungsfeld des Psychologen müßte eine Methodik für die Praxis sein. Dieses liegt ganz besonders im argen. Unsere herkömmlichen Methodikausbildung konzentriert sich sehr stark auf die Quantifizierung von operationalisierten Variablen in größerer Zahl. Für die meisten Praktiker sind diese Kenntnisse nicht sinnvoll einzusetzen. Nur in Ausnahmefällen haben sie es mit großen Datenbanken zu tun. Sie sind hingegen jahrelang befaßt mit der subtilen Begleitung von Einzelfällen, mit Supervision, mit dem Einarbeiten von Teams. Die Erfahrungen von Jahrzehnten könnten systematisch ausgewertet werden, wenn Methoden der Einzelfallforschung (einschließlich verschiedener Hermeneutiken), der Komparativen Kasuistik, der Interviewführung und -auswertung besser bekannt wären. Meist besteht aber nicht einmal die geringste Vorstellung davon, was man mit all den gesammelten Tonbändern von Therapien oder Supervisionssitzungen anfangen könnte. Wer sich je die Mühe gemacht hat, die subtilen Interaktionssequenzen in Interviews zu durchleuchten, quasi-experimentell herauszuheben und zu variieren, wird wissen, daß es z. B. nicht möglich ist, das Interview in der Methodikausbildung als ein schnelles Anhängsel gegen Ende des Semesters zu lehren. Hier sind übrigens wiederum die o. e. Kenntnisse von Kommunikationstheoretikern wichtig.

Noch viel komplizierter aber wird die Materie, wenn wir an die Auswertungsmethoden denken. Hier ist die Verknüpfung von Theorie und Methodik besonders deutlich zu sehen. Ob wir qualitative Inhaltsanalysen, Fantasy-words, psychoanalytische oder interaktionistische Auswertungen oder auch Quantifizierungen des qualitativen Materials vornehmen: immer ist der Theoriebezug mitzudenken, das Ergebnis

also auch daraufhin zu relativieren. Das Aushalten jener inneren Spannung und Ambivalenz, in der ein solcher Forscher dadurch zu seinem Gegenstand steht, gehört übrigens auch zu den Reflexionsaufgaben des Psychologen; in unserer herkömmlichen Methodikausbildung wird diese Spannung negiert und verdrängt. Natürlich ist die Beherrschung qualitativer Methoden eine recht komplizierte Angelegenheit - niemals kann sie in festgeklopften Regeln und Gesetzen aufgehen; auch sie ist (wie das Therapieren) in vielen Bereichen eher tradierbar wie ein Kunsthandwerk und nicht in strenger Weise "einzupauken". Die Kreativität des qualitativen Forschers ist in jedem Stadium immer wieder gefragt - es ist nie genau vorhersehbar, wo sich Schwerpunkte der Auswertung ergeben oder welche neuen Fragestellungen weiterhelfen. Das heißt: man bleibt immer nahe beim erhobenen Gegenstand, nahe bei sich selbst als Forscher (weshalb in fortgeschrittenen Projekten dieser Art auch die Forschungsupervision wichtig ist). Genau das aber ist es, was der Motivation vieler Studenten entgegenkommen würde, weshalb ich es für ganz wichtig halte, gerade diese Methoden von Beginn des Studiums an in den Vordergrund zu stellen. Es sind Methoden, die rein psychologisches Denken und Forschen ermöglichen.

Welche Art von Praktiker aber sollte mit all diesen Ausbildungsbestandteilen eigentlich hervorgebracht werden? Was ist eigentlich jener "kritisch-forschende" Praktiker(in)? - Es ist ein(e) Psychologe(in), der (die) imstande ist, die vielen Erfahrungen mit Menschen systematisch (d. h. also: wissenschaftlich) so zu reflektieren, daß er (sie) daraus neue Hypothesen, Konzepte und Phänomene erarbeitet. Es ist ein Psychologe, der theoretisch und methodisch imstande ist, seine beruflichen Primärerfahrungen in einen Zusammenhang zu bringen, indem er (sie) adäquate Fragestellungen formuliert, die mit seinem (ihrem) methodischen Rüstzeug auch zu beantworten sind.

Er (Sie) kann dies auch als Wissenschaftler(in)¹ verwerten. d.h. sich einschalten in die Scientific Community, veröffentlichen und auf Kongressen Vorträge halten. Nicht jedem mag dies liegen. Eine Vorform davon aber kann nochmals anders aussehen: indem der Psychologe imstande ist, eine Meta-Ebene der Kommunikation zu erreichen, wird er auch in seiner täglichen Arbeit als Supervisor (ein noch viel zu wenig beachtetes Tätigkeitsfeld), als Therapeut und als Team-Mitglied andere Erkenntnisse gewinnen als es ihm möglich ist, wenn er sich mit irgendeiner der gängigen Psychologen identifiziert. Dies wird sein spezifisches Berufssignum sein, das ihn von anderen Tätigen im psychosozialen Feld abhebt.

Ich verstehe dies folgendermaßen: durch die o. g. Kenntnisse gewinnt der Psychologe die Möglichkeit, kommunikative Prozesse daraufhin zu reflektieren, wie und auf welcher Basis gemeinsame Sinnkonstruktionen vorgenommen werden. Für die therapeutische Supervision mag dies z. B. heißen: zu untersuchen, wie schnell eine Supervisionsgruppe sich auf ein gemeinsames Krankheitskonzept/Persönlichkeitskonzept für einen bestimmten Patienten einigt; zu sehen, welche gängigen Theorien dahinterstehen; den Wechsel von Paradigmen zu beachten (z. B. der unbemerkte Wechsel des Empathiekonzepts von Rogers zu einem psychoanalytischen Verständnisbegriff; oder das unbemerkte Einschleichen tiefenpsychologischer Neurosenlehre in Gesprächspsychotherapien u. ä. m.); die Wachsamkeit gegenüber sprachlichen Metaphern, die allzu oft unbemerkt Seins-Charakter zugesprochen bekommen; der Wechsel von Alltagspsychologie zu tiefenpsychologischen Konzepten u. ä. m. Dazu gehört aber auch die Fähigkeit, auf einer gesellschaftlichen Ebene zu denken: Partnerprobleme in Hinsicht auf gesellschaftliche Muster zu analysieren und nicht nur zu individualisieren. Die spezifischen Erwartungen von Partnern aneinander als eine gesellschaftlich vermittelte Form sehen zu können: (wie z. B. Beck/Beck-Gernsheim 1990, dies tun), dies gibt sowohl dem Supervisionsgeschehen als auch der Therapie andere Schwerpunkte. Dies scheint dabei besonders bemerkenswert: es ändern sich mit dieser Be-

¹ Ich verzichte im folgenden auf die dauernde Verwendung der sprachlich unschönen er/sie-Formen.

trachtung auf einer Meta-Ebene natürlich auch die handlungsleitenden Charakteristika für den Berater/Therapeuten/Supervisor.

Der Psychologe ist natürlich nicht nur angewiesen auf das im psychologischen Tun entstehende Primärmaterial. Dank seiner speziellen Ausbildung - sofern er sie hat - ist er auch imstande, qua Interview, Gruppendiskussion u. ä. m. neue Felder zu erschließen. Das Lebensgefühl von Schwulen oder Singles, die Karrieren von Alkoholikern, die Probleme älterer Psychotherapeuten: all dies kann der gut ausgebildete Psychologe sehr leicht zum Forschungsfeld machen, sofern er andere als die Methoden der Statistik beherrscht.

Natürlich kann man sich fragen, ob all die geforderten Fächer im Ausbildungsgang nicht die Aufnahmekapazität eines Studierenden übersteigen. Dies täten sie sicher dann, wenn wir sie als Zusatz zum jetzigen Studium betrachten würden. Ich denke aber, daß sie z. T. wenig ergiebige Fächer des bisherigen Ausbildungsplanes ersetzen könnten (z. B. die einseitige Ausrichtung auf Statistik) und daß sie - das erschien mir besonders wichtig! - auch jeweils Teil derjenigen psychologischen Fächer sein sollten, die wir in unserem Curriculum festgelegt haben. Jeder Fachvertreter sollte daher bemüht sein, die von ihm gelehrte Perspektive auf das Psychische so zu vertreten, daß der jeweilige historische, soziale Rahmen deutlich wird, daß die theoretischen Konzepte - der Wahrnehmung, des Entscheidungsprozesses, der Kleinkindentwicklung etc. - auf ihre philosophische Bedeutung hin untersucht werden, integriert in die Menschenbilddiskussion und wissenschaftstheoretisch reflektiert. Einige der genannten Fächer - Philosophische Anthropologie, Soziologie, Wissenschaftstheorie z. B. - müssen von Psychologen neu erarbeitet werden, da die Ausrichtung auf den Gegenstand des Psychischen von den Hauptdisziplinen abweichende Gesichtspunkte erforderlich macht. Es gibt bisher wenig Fachleute für diese Disziplinen, da eine geistes- und sozialwissenschaftliche Allgemeinbildung selten die Voraussetzung ist für die Besetzung eines Lehrstuhles für Psychologie.

Die Angehörigen psychosozialer Berufe leiden oft, wie wir in letzter Zeit erfahren, am berüchtigten Burn-out-Syndrom. Sie sind psychisch auffälliger als andere Berufsgruppen, neurotisch und psychosomatisch gestört, suizidal, gefährdet durch Partnerschaftsprobleme. Es gibt viele Erklärungsmuster dafür: die Selbstselektion psychisch gefährdeter Menschen, die Enttäuschung nach der hohen Idealisierung aller Helferberufe, das Aufgebraucht-Werden der psychischen Ressourcen ... All dies mag stimmen. Ich wage aber zu behaupten, daß man diesen Gefahren im Falle der Psychologen entgegentreten könnte, wenn das Berufsfeld nicht allzu einseitig auf die immer routinierter werdende Praxis sich beschränkte. Wenn der Psychologe derjenige wäre, der in diesem Berufsfeld eine spezifische Aufgabe hat, nämlich: das Feld systematisch reflektierend und damit forschend zu transzendieren. Damit könnte er - gleichzeitig mit seinen Versorgungsaufgaben - den anderen Berufsgruppen einiges bieten: neue Denkmöglichkeiten erschließen, ein höheres Niveau von Reflexion über die eigene Tätigkeit anbieten und schließlich durch Vermehrung der Kenntnisse neue Handlungsmuster erschließen. Dies sei im Falle der Psychotherapieforschung exemplifiziert: 25 Jahre Ergebnisforschung mit und ohne Vergleichsforschung haben für den praktischen Psychotherapeuten wenig erbracht. Wir wissen, daß Praktiker a.) weniger darüber lesen wollen, b.) wenig bereit sind, sich beforschen zu lassen. Dies hat einen guten Grund: sie wissen, daß herkömmliche Outcome-Forschung so gut wie nichts erbringt für ihre Praxis. (Um nicht ungerecht zu sein: natürlich hat sie unser vorgängiges Wissen erhärtet, daß jede Therapieform Erfolge hat und daß sie der 1/3-Regel folgen!) Ich wage es vorauszusagen, daß dies auch für die Prozeßforschung nicht anders sein wird. Dies liegt nicht am Desinteresse der Praktiker, sondern an den so viel genaueren Kenntnissen, die in diesen Bereichen Primärerfahrung und Intuition vermitteln. Allerdings könnte Psychotherapieforschung wesentlich anders und interessanter aussehen. Abgesehen von der Kunst der Einzelfalldarstellung, die mancher Psychologe wohl verfeinern könnte, hätte er nur gute methodische Vorbilder - auch das Erschließen ganz neuer Fragestellungen im Bereich der Psychotherapieforschung bedeutete wohl eine wirkliche Bereicherung für den praktisch arbeitenden

den Psychotherapeuten. Darunter zu verstehen wären etwa: die Erlebnisse von Patienten in verschiedenen therapeutischen Settings; die selbstgewählten Kriterien von Erfolg/Mißerfolg. Die Wahl der Konzepte, mit denen Therapeuten ihre Patienten beschreiben; die therapie-schulenspezifischen Kriterien unter denen Therapeuten die Beziehung zum Patienten, ihr Erleben, ihre Einsichten sehen. All dies aber bedingt - neben guten Kenntnissen der Interviewtechniken und der Auswertungsmethoden - wiederum die Fähigkeit, solche Daten in größerem Rahmen deuten zu können, also: ihre sozialhistorische Bedingtheit und Relevanz, die möglichen Konsequenzen für den Psycho-markt, die Rückbindung in ein therapeutisches Setting.

Noch ein paar Worte zum Problem der Eingliederung der Psychoanalyse in die etablierte Psychologie. Für die Klinische Psychologie ist natürlich psychoanalytisches Denken noch wesentlicher als für andere Teilbereiche (wo ich es auch nicht missen möchte!). Das behavioristisch-kognitivistische Denken der meisten traditionellen Psychologen ist wenig geeignet das, was Praktiker täglich hautnah erleben, reflektierbar zu machen, nämlich: die Irrationalität von Erleben und Verhalten und die Unbeeinflussbarkeit dieser Irrationalität durch rationale Mittel. Ohne das Konzept der "zweiten Sinnstruktur" des Unbewußten läßt sich gerade im Bereich der Pathologie wenig Sinnvolles aussagen. Daß die herkömmliche Psychologenausbildung hier so gut wie gar nichts beiträgt zur Faßbarmachung jener äußerst schwierig zu verstehenden Dynamik des Unbewußten: das ist nicht nur verantwortungslos, das ist zynisch. Psychoanalyse ist eine gegenüber anderen Psychologien herausgehobene Disziplin auch darum, weil sie die Selbstreflexion als Methode zu ihrer Voraussetzung macht und damit in ganz besonderer Weise die verobjektivierende Distanz des Menschen in der Wissenschaft verhindert.

Die altbackene Formel vom Grundstudium als Basis des Hauptstudiums - von den meisten Studenten höhnisch quittiert, wenn sie merken, daß es hier gerade *nicht* so zugeht wie beispielsweise im Medizinstudium, sondern daß sie bei den Anwendungspsychologien vielfach ganz neu beginnen müssen - diese Formel könnte, mit wirklichem Le-

ben erfüllt werden. Schon im Grundstudium müßten - immer wieder bezogen auf alltagsrelevante Themen oder auf die später expliziten Problemstellungen von Klinischer Psychologie, Pädagogischer Psychologie sowie Arbeitspsychologie, - die psychologisch relevanten qualitativen Methoden gelehrt werden. Jeder Psychologiestudent würde sehr bald merken, daß sie ihn näher heranzuführen an den interessierenden Gegenstand, ja: daß nur diese die Spaltung von Methode und Gegenstand verhindern.

Welcher Spezialisierung sich die Studenten später auch verschrieben: Klinischer Psychologe in der Gemeinde, Therapeut, Berater, Lehrer, Personalreferent oder Forscher - dieses Fundament könnte gewährleisten, daß in der erlebten engen Umklammerung von Forschung und Gegenstand nicht nur die Wissenschaft profitiert, sondern Psychologen selbst eine nur ihnen spezifische Identität wahrnehmen: die des forschenden Praktikers - eines Menschen, dem jederzeit allgemeine theoretische Gesichtspunkte bei dem, was er tut, zur Verfügung stehen, damit er sein Tun kritisch reflektierend und forschend begleiten kann.

Literatur

- Beck, U. & Beck-Gernsheim, E. (1990). Das ganz normale Chaos der Liebe. Frankfurt/M.: Suhrkamp-Taschenbuch 1725.
- Hermann, T. Diesmal diskursiv - Schon wieder eine Erneuerung der Psychologie. Unveröffentl. Manuskript. Erscheint demnächst in Report Psychologie.
- Michaelis, W. (1986). Psychologieausbildung im Wandel. Beschwichtigende Kompromisse, neue Horizonte. München: Profil.

Anschrift der Verfasserin:

Prof. Dr. Eva Jaeggi
 Institut für Psychologie
 Technische Universität Berlin
 Dovesstraße 1 - 5
 W - 1000 Berlin 10
 Tel.: 030 / 314 - 24 375